

Zusatzmaterialien

Voraussetzungen und Rahmenbedingungen der Industrialisierung

M1

In dem Land, wo Milch und Honig fließen

Die 1859 in Horneburg im Landkreis Stade/Niederelbe geborene Wilhelmine Johanne Wiebusch wandert mit ihrer vier Jahre jüngeren Freundin Anna Beckermann 1884 von Hamburg in die USA aus. Die Frauen erhalten nur wenige Tage nach ihrer Ankunft im Haushalt eines wohlhabenden jüdischen Geschäftsmannes im New Yorker Stadtteil Brooklyn eine Anstellung als Dienstmädchen. Beide bringen bereits Berufserfahrungen aus früheren Dienstverhältnissen in Deutschland mit. An die gemeinsame Hamburger Freundin Marie Kallmeyer schreibt Wilhelmine Wiebusch:

Brooklyn. den. 12/9. 84.

Meine liebe Marie!

Lang, lang, ist es her, das wir *Hamburg* verlassen haben, und Du liebe Marie hast in dieser Zeit wohl schon oft auf einen Brief von mir gewartet, Du muß es mir nicht Übel nehmen das ich Dir jetzt erst schreibe, denn in einen fremden Lande, hat man zu Anfang gar zu mancherlei andere Sachen zu bedenken, O. könnten wir jetzt ein wenig zusammen sein, wie wollte ich Dir so manches kleine Abendtheuer erzählen, aber der unendlich große *Ocean* gebietet schreiben [...].

jetzt waren wir da in dem Land wo Milch und Honig fließt, wir Logirten dann 4 Tage in einen Deutschen Hotell mit meheren welche wir auf dem Schiff kennen lernten, und haben uns in dieser Zeit *New-York* ein wenig angesehen [...]. liebe Marie Du müßtest *New-York* nur wirklich mal sehen, wenn Du Sonntag aus gehst komme ein bischen her, die Stadt ist wohl 3mal so groß wie *Hamburg*, die schönste und Hauptstraße der *Broadway* ist über 6 Stunden lang, hat rechts und lingst an 300 neben Straßen den die vielen vielen andern Straßen noch alle, zu Fuß kann mann deßhalb auch wenig gehen da es so sehr weitläufig alles ist mann nimt Einfach die *Care* oder Eisenbahn welche fast in jeder Straße fährt hoch oben bis an der zweiten Etg der Häuser, über einen Fahrweg geht man manches mal mit Lebensgefahr es rent ein Wagen hinterm andern, ein Geräuscht das ma[n] sein eigen Wort nicht verstehen kann alles Geschäft und Geld. am 8 *August* hatten wir das du[m]e Glück beide zusammen placirt zu werden in einen sehr feinen Privathause in *Brooklyn*. diese Stadt ist nur durch das Wasser von *New-York* getrennt ma[n] ka[n] in 5 Minuten mit der Fähre hinüber fahren, es wohnen hier auch meist alle Herschaften die Ihr Geschäft in *New-York* haben da *Brooklyn* viel hübscher ist und die Luft auch gesunder. *Anna* ist als Kleinmädchen und als Kochin wir bekommen jeder 12 *Dollar* (50 [M]) Monatlich, was meinst Du liebe Marie auch nicht ein bischen Lust nach Kamerika zu gehen?

Arbeit haben wir freilich etwas mehr, den die Amerikaner Leben sehr nobel, es wird hier 3 mal am Tag warm gegessen dann haben wir sämtliche Wäsche im Hause [...]. die Familie ist außerordentlich freundlich es sind im ganzen 8 Personen *Mr u Mrs Moses*, 3 erwachsene Bild hübsche Töchter und 3 schmuke Jungens, die *Lady* selber spricht gebrochen Deuscht wir können uns ganz gut mit Ihr verständigen, die andern wollen es auch gerne lernen Sie lieben das Deutsche sehr, Du müßtest uns nur mal Englisch sprechen hören wir rappeln alles nach, ob es recht ist oder nicht, die *Lady* sagt manchmal Sie möchte gestorben sein, vor Lachen über uns.

[...] [i]ch habe auf die Amerikaner nichts auszusetzen es sind sehr freundliche galante Menschen, nur die Deutschen hier gefallen mir noch nicht so recht, sie thun alle sehr hoch t[ra]gen, als könnten sie kein Deutsch mehr verstehen, sie thun als wenn sie nichts von ihren Vaterland mehr wüßten, wir werden es aber nicht vergessen, denn ist auch schön im fremden Lande doch zur Heitmath wirds wohl nicht [...].

ich könnte Dir nun noch vieles vieles schreiben liebe *Marie*, aber ein ander mahl mehr, denn für Heute ist es (*time to go to bed. i am wery tired. it is a quarter past one*) übersetze das mal ins Deutsche, denn schreib doch auch recht bald wie es Dir geht [...].

Nun leb wohl liebe *Marie* es senden Dich die innigsten Grüße / von der ferne / Westen

Anni u Meini

neine Adr ist / *Wilhelmine Wiebusch / care. of. Mr Leionel Moses. / 751 Union-Street. Brooklyn. / New-York.*

schreibe mir bitte wann Du diesen Brief bekommen hast. Donnerwetter hab ich noch ganz vergessen zu erzählen was es hier für schöne Früchte in Kamerika giebt, wir Essen jeden Tag Pfirsiche Melonen und Bananen [...].

Wolfgang Helbich u. a. (Hrsg.), Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830-1930, München 1988, S. 560 ff.

1. Analysieren Sie den Brief anhand der Leitfragen des Methoden-Bausteins auf Seite 30 im Lehrbuch.
2. Erläutern Sie, welches Bild einer amerikanischen Großstadt *Wilhelmine Wiebusch* in ihrem Brief vermittelt. Erörtern Sie, ob ihre Meinung repräsentativ ist.
3. Die Schreiberin geht auch auf die mangelnden Sprachkenntnisse ein. Erklären Sie, wie sich diese auf ihre Eingewöhnung in den USA eventuell auswirkten.

M2

Lebenserinnerungen eines Auswanderers

Ein irischer Auswanderer aus dem 19. Jahrhundert erinnert sich¹⁾:

Da waren sieben Kinder von uns. John und Matthew gingen nach Australien. Mutter hat hart sieben Jahre lang gearbeitet, um das Geld für die Überfahrt aufzubringen. Sie gingen in den Busch. Zwei mal haben wir von ihnen gehört und dann nichts mehr. Nicht ein einziges Wort und das ist jetzt vierzig Jahre her [...]. Ich glaube, sie sind nun tot – und im Himmel. Sie waren ehrenhafte Männer. Meine Mutter hat Joseph nach Londonderry²⁾ geschickt, damit er den Webereihandel lernt. Mein Vater war nie ein zuverlässiger Arbeiter. Er hat schon früh im Leben mit dem Trinken angefangen. Meine Mutter und ich und Tilly haben für Squire Varney auf den Feldern gearbeitet. Ja, pflügen und pflanzen und graben – alle Farmarbeiten, die er uns gab. Wir haben die Arbeit von Männern gemacht, aber wir wurden nicht wie Männer bezahlt. [...]

Die Bezahlung war sehr schlecht und die Zwillinge – das waren Maria und Philip – waren zu jung um überhaupt zu arbeiten. Was haben wir gegessen? Nun, nur Kartoffeln. Sonntags, einmal im Monat, hatten wir vielleicht etwas von einer Speckseite. Als die Kartoffeln verrotteten, fingen harte Zeiten an. Oh, ja, ich meine die Hungerjahre [...].

Nachdem ich hierher [nach Amerika] gekommen war, ließ Mrs. Bent mich durch Tilly zwei Monate lang unterrichten – ich war ein solches greenhorn³⁾. Natürlich habe ich für sie gearbeitet. Mr. Bent war Vorarbeiter in Spangler's großen Mühlen. Nach zwei Monaten bekam ich dort einen Arbeitsplatz. Dort gab es genug Leute, die einen guten Eindruck machten, aber am zweiten Tag habe ich herausgefunden, dass sie Juden waren. Ich hatte noch niemals einen Juden gesehen, so packte ich meine Tasche und sagte zu der Lady: „Es tut mir leid, ma'am, aber ich kann das Brot mit denen nicht essen, weil sie den Heiland gekreuzigt haben.“ „Aber“, sagte sie, „der war auch ein Jude.“ An dem Punkt bin ich gegangen. Dieses Gerede konnte ich mir nicht anhören.

Aus: Hamilton Holt, The Life Stories of undistinguished Americans as told by themselves, Expanded Edition, New York 2000, S. 88 ff. (übersetzt von Boris Barth)

1. Erläutern Sie die Gründe für die Auswanderung nach Amerika.
2. Die Quelle ist nicht genau datiert. Arbeiten Sie Anhaltspunkte heraus, die eine ungefähre Datierung der Auswanderung des Iren ermöglichen könnten. Überprüfen Sie mithilfe des Internets oder des Lehrbuches Ihre zeitliche Einordnung.
3. Diskutieren Sie ausgehend von der Quelle, welche Vorstellungen, Stereotypen und Vorurteile die Einwanderer aus der alten Welt mit nach Amerika brachten. Wie haben diese ihr Leben in der neuen Welt beeinflusst? Trugen sie die alte Heimat im Gepäck?

1) Das Englisch, in dem der Ire seine Lebensgeschichte geschrieben hat, ist sehr fehlerhaft, einige Worte sind fast unverständlich. Diese Fehler wurden in der Übersetzung nicht wiedergegeben, offenbar hat der Mann überhaupt keine oder nur eine extrem schlechte Schulbildung erhalten.

2) Grafschaft in Nordirland

3) greenhorn (engl.): Neuling

M3

Voraussetzungen für die Industrialisierung

Der amerikanische Wirtschaftshistoriker David Saul Landes beschreibt 1998 wichtige Bedingungsfaktoren für den industriellen Aufschwung in den USA:

In diesem Punkt waren die Vereinigten Staaten am besten dran: riesige Flächen fruchtbarer, un bebauten Landes; ein großartiges Klima zur Gewinnung eines für den Einstieg in die Industrialisierung entscheidenden Rohstoffes, der Baumwolle; große Vorkommen an Bodenschätzen, wie sie die Eisenindustrie benötigt; Brennstoffe – Holz und Kohle – im Überfluss plus reichlich Wasserkraft an der gesamten Ostküste; massenweise Petroleum, das sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als Lichtquelle, Schmiermittel und vor allem als Treibstoff für Verbrennungsmotoren bewährt; und große Mengen Kupfererze, die Ende des Jahrhunderts für die neu entstehende Nachfrage nach Dynamomaschinen, Elektromotoren und Kabelanlagen zur Verfügung standen. Hinzu kamen relativ bequeme Zugangs- und Kommunikationswege: eine Küste mit vielen schönen Buchten und prachtvollen Häfen, große Flüsse (zumal der Mississippi und seine Nebenflüsse) sowie weite Ebenen. [...]

Die entscheidende und recht eigentlich amerikanische Innovation war aber gar kein besonderes Gerät (so wichtig das auch sein mochte), sondern eine Produktionsweise – das später sogenannte amerikanische Fabrikwarensystem. Es war eine kreative Reaktion erstens auf einen Markt, auf dem die in Europa vorherrschenden lokalen und regionalen Präferenzen ebenso fehlten wie Klassen- und Standesunterschiede, der also standardisierte Artikel aufnehmen konnte; und zweitens auf den im Verhältnis zu den Arbeitsmaterialien erheblichen Mangel an Arbeitskräften. Beides hing zusammen. In einer Volkswirtschaft mit wenig Arbeitskräften bot die Standardisierung eine Möglichkeit, die Arbeit zu teilen und damit zu vereinfachen und zu repetitiven Handgriffen zu machen, um auf diese Weise die Produktivität zu steigern. [...]

So war schon in Kolonialzeiten der Bau vieler amerikanischer Wohnhäuser nicht mehr Sache des Zimmerhandwerks, sondern der Fabrik. Türen und Fenster wurden auf eine Standardgröße zugeschnitten und zusammengesetzt; Glas war entsprechend vorgeschnitten. [...] Auf allen diesen Gebieten der industriellen Fertigung waren die Vereinigten Staaten wenn nicht Pioniere, so doch mindestens die großen Praktiker. So entstanden gleich mit dem Übergang zur Maschinerie in der Textilmanufaktur Mechanikerwerkstätten, in denen die Anlagen gewartet und gebaut wurden; und diese Werkstätten, jede eine kleine Welt aus zusammengesetzten und austauschbaren technischen Fertigteilen, machten sich häufig auch an die Produktion anderer Maschinen: Dampfmaschinen, Hochöfen und Kessel, Lokomotiven und vor allem Werkzeugmaschinen. Letztere wiederum, ursprünglich für diesen oder jenen speziellen Zweck gedacht, fanden später in verschiedensten Industriezweigen Verwendung.

David Saul Landes, Wohlstand und Armut der Nationen. Warum die einen reich und die anderen arm sind, Berlin 1998, S. 306 f. und 312 ff.

1. Fassen Sie die Voraussetzungen zusammen, die die Industrialisierung in den USA begünstigten.
2. Erläutern Sie die Folgen der Standardisierung, so wie Landes sie schildert, für die Entstehung des amerikanischen Wirtschaftssystems im Gegensatz zu Europa.

Der freie Markt und seine Folgen

M1

„Unbeengte Atmosphäre der Zeit“

Der deutsche Historiker Udo Sautter schreibt 2006 über das „Big Business“ in den USA vor der Jahrhundertwende:

Von ethischen Überlegungen jedenfalls wurde die Bemühung der nun ernsthaft den Prozess der Industrialisierung Amerikas vorantreibenden Eisenbahnkönige, Bankiers und Stahlbarone in den seltensten Fällen geleitet oder behindert – es sei denn, man wollte das Bestreben, möglichst viele materielle Güter möglichst rasch zusammenzuraffen, als ethische Motivation begreifen. In keinem Land boten sich so günstige Voraussetzungen für den Vormarsch der Industrie wie in Amerika. Kohle, Eisenerz, Erdöl, Wasserkraft und Holz waren in vorerst unerschöpflicher Menge vorhanden. Die schnell wachsende Bevölkerung bildete bald den größten Binnenhandelsmarkt der Welt. [...] Die nach der Niederlage des Südens möglichen hohen Zolltarife verliehen nun den Unternehmern die nötige Ungestörtheit. Die Regierung ließ sie gewähren. So ergab es sich, dass die Vereinigten Staaten, die vor dem Bürgerkrieg bestenfalls als zweitrangiges Industrieland hatten gelten können, 1890 dem Wert nach bereits fast so viele Industrieerzeugnisse produzierten wie Großbritannien, Deutschland und Frankreich zusammen.

Der Ausbau des Eisenbahnnetzes ermöglichte Massenproduktion und Massenkonsum. Die Eisenbahnen benötigten das meiste Kapital, erlitten die spektakulärsten Pleiten, korrumpierten die Politiker am häufigsten und wohl auch am wirkungsvollsten. [...]

Im Jahre 1892 zählte man in den Vereinigten Staaten 4 047 Millionäre. Nur 84 davon waren Landwirte, meistens Viehzüchter. Die anderen hatten ihr Geld durch die Eisenbahnen, im Handel oder in der Industrie erworben. Die unbeengte Atmosphäre der Zeit war ihr Element, und sie liebten es, das Laissez-faire mit Freiheit, Chancengleichheit oder Individualismus gleichzusetzen. Andererseits traten sie jedoch gegebenenfalls entschieden für die Bewahrung des Status quo ein, dann nämlich, wenn ihrem neu errungenen Besitz und den damit verbundenen Privilegien von Regierungs- oder Arbeitnehmerseite Gefahr drohte. Dieser Haltung wegen bezeichnete man sie in Amerika als Konservative. Ideologisch gerechtfertigt wurden diese Selfmademen durch den in der neuen Welt überaus populären Sozialdarwinismus¹⁾. [...] Der Yale-Professor William G. Sumner verkündete, dass Millionäre das Ergebnis natürlicher Auslese seien, und William Lawrence, Bischof der Episkopalkirche von Massachusetts, fand in der Bibel keinen Anhalt dafür, dass Reichtum zwangsläufig die Moral verderbe.

Udo Sautter, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, Stuttgart 2006, S. 251 und 255 f.

1. Analysieren Sie entscheidende Voraussetzungen für die Entwicklung der USA zur Wirtschaftsgroßmacht.
2. Charakterisieren Sie die besondere Denkweise, die den amerikanischen „Selfmademan“ kennzeichnet.
3. Erörtern Sie Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Mentalitäten in den USA und Europa. Bringen Sie dabei eigene Kenntnisse über deutsche Industrielle oder Bankiers ein.

1) Umdeutung der Evolutionstheorie von Charles Darwin (1809–1882), um den Führungs- und Herrschaftsanspruch einzelner Menschen oder Völker zu „begründen“

Boris Barth, Wirtschaftsmacht USA. Von der Industrialisierung bis zum New Deal,
Bamberg: C.C. Buchners Verlag 2011 (BN 4699)

M2

Die Gewerkschaftsbewegung in den USA

Der deutsche Historiker Michael Wala äußert sich 2007 über die amerikanische Gewerkschaftsbewegung wie folgt:

Die Gewerkschaftsbewegung in den Vereinigten Staaten scheiterte [...] alles in allem an den ethnischen und religiösen Gegensätzen innerhalb der Arbeiterschaft, an der Aufspaltung in ungelernete und gelernte Arbeiter, und weil sie zwischen männlichen und weiblichen Gewerkschaftsmitgliedern unterschied. Der sehr flexible amerikanische Arbeitsmarkt, der im gesamten 19. Jahrhundert ständig durch neue Einwanderer bereichert wurde und diese außer in Krisenzeiten absorbierte, erlaubte es den Gewerkschaften nicht, Arbeitskraft als ein knappes Gut darzustellen. Streikbrecher ließen sich unter arbeitslosen Neueinwanderern, die noch keinen Zugang zur politischen Welt in den USA gefunden hatten, leicht finden. Zudem lehnten die Einzelstaatenregierungen und die Bundesregierung die Arbeit der Gewerkschaften ab, verfolgten deren Führer und sandten Bundestruppen, um Streiks niederzuschlagen. Eine Gesetzgebung wie in der *New Deal*-Zeit des 20. Jahrhunderts, die es den Gewerkschaften erlaubte, als Verhandlungspartner der Arbeitnehmer Anerkennung zu finden, gab es im 19. Jahrhundert noch nicht.

Michael Wala, Die USA im 19. Jahrhundert, in: Philipp Gassert u. a., Kleine Geschichte der USA, Stuttgart 2007, S. 187-354, hier S. 337

Erklären Sie, warum die Gewerkschaftsbewegung in den USA nach Wala so schwach war.

M3

„Der Dschungel“

Der amerikanische Schriftsteller Upton Sinclair veröffentlicht 1906 seinen sozialkritischen Roman „The Jungle“ (dt. „Der Dschungel“), der auf eigenen Recherchen beruht. Darin beschreibt er u. a. die Produktions- und Arbeitsbedingungen in den Schlachthöfen Chicagos:

Dann begab sich die Gruppe auf die andere Seite der Straße, dorthin, wo die Rinder geschlachtet wurden – jede Stunde vier- bis fünfhundert Stück. Anders als in dem eben besichtigten Gebäude wurden hier sämtliche Arbeitsgänge in ein und demselben Stockwerk ausgeführt, und statt nur einer Reihe von Tierleibern, die an den Arbeitern vorbeizog, gab es deren fünfzehn oder zwanzig und bewegten sich die Männer von einer zur anderen. [...]

Die Männer arbeiteten ruckzuck und buchstäblich im Laufschrift. Alles hier war hoch spezialisierte Arbeit, und jeder hatte seine fest umrissene Aufgabe. Meist bestand sie darin, zwei, drei ganz bestimmte Schnitte auszuführen, und der Mann ging die Reihe der fünfzehn oder zwanzig Rinder entlang und nahm sie an jedem davon vor. [...]

Nach Durchlaufen des Ausschlachtbandes wurde [...] das fertige Rindfleisch in die Kühlhalle gefahren, um die vorgeschriebene Zeit abzuhängen. Man führte die Gruppe da hinein und zeigte ihr, wie die Rinderviertel dort hingen, ordentlich aufgereiht und deutlich sichtbar mit dem Anhänger des Fleischbeschauers versehen [...]. Die Besichtigungstour ging dann weiter durch andere Trakte des Gebäudes, wo man sehen konnte, was aus den einzelnen durch den Fußboden verschwundenen Abfällen wurde, und schließlich noch durch die Pökel- und Einsalträume, die Konservenabteilung und die Verpackungshalle, wo Fleisch und Güteklasse zum Versand in Kühlwagen fertig gemacht wurde, um später in aller Herren Länder verzehrt zu werden. Hinterher trat die Gruppe hinaus ins Freie und wanderte durch das Labyrinth von Gebäuden mit Neben- und Zulieferbetrieben dieser Riesenindustrie. Es gab kaum etwas, das in der Branche gebraucht wurde und das von Durham & Co. nicht selbst hergestellt wurde. Man hatte nicht nur ein Dampfkraft- und ein Elektrizitätswerk, sondern auch eine Kesselschmiede und eine große Fassbinderei. [...] Nicht das kleinste Fitzelchen organischer Materie blieb bei Durham ungenutzt. Aus den Rinderhörnern machte man Käämme, Knöpfe, Haarspangen und Elfenbein-Imitat, aus den größeren Knochen Messergriffe, Zahnbürstestiele und Pfeifenmundstücke, aus den Hufen Haarspangen und Knöpfe, und was dabei noch abfiel, wanderte in die Leimfabrik. Aus Füßen, Gelenkknorpeln, Sehnen und Fellresten entstanden seltsamste Produkte wie Gelatine, Glutinleim und Phosphor, Tierkohle, Schuhwiche und Knochenöl; aus den Mägen stellten sie Pepsin her, aus dem Blut Albumin und aus den übelriechenden Därmen Geigensaiten. Die Schwanzquasten der Rinder wurden zu Polstermaterial verarbeitet, und für die Schaffelle hatte man eine eigene Wollzupferei. [...] Man schätze, [...] dass seit der Gründung des Werkes durch den alten Durham hier annähernd eine Viertelmilliarde Tiere durchgegangen ist. Nehme man die anderen Firmen hinzu – und tatsächlich sei ja jetzt alles ein zusammenhängender Komplex –, bilde das die größte Anballung von Arbeitskraft und Kapital, die es je an einem Ort gegeben hat. Die Yards¹ beschäftigten dreißigtausend Leute, und in der Umgebung gäben sie zweihundertfünfzigtausend Menschen ihr Brot, indirekt sogar einer halben Million. Sie verschickten ihre Produkte in alle Länder der zivilisierten Welt, lieferten Lebensmittel für nicht weniger als dreißig Millionen Erdbewohner! [...] Am nächsten Morgen fand sich Jurgis² pünktlich um sieben Uhr zur Arbeit ein. Er ging zur Tür, die man ihm gezeigt hatte, und wartete dort bald zwei Stunden. Der Meister hatte gemeint, er solle hineingehen, das aber nicht gesagt, und erst als er herauskam, um jemand anders einzustellen, stieß er auf Jurgis. Er schimpfte ihn gehörig aus, doch da Jurgis kein Wort verstand, widersprach er nicht, und folgte dann dem Meister. [...]

Die Arbeit, die Jurgis hier tun sollte, war sehr simpel und in ein paar Minuten zu lernen: Mit einem steifen Besen, wie ihn die Straßenkehrer haben, musste er die Reihe entlang dem Mann, der aus den Körpern die Gedärme herausriss, nachgehen und diese dampfende Masse in ein Bodenloch kehren und dessen Klappe wieder schließen, damit niemand hineinfiel. Als Jurgis kam, trafen gerade die ersten Rinder des Morgens ein, und da ging es sofort mit der Arbeit los, sodass ihm keine Zeit blieb, sich groß umzuschauen oder mit jemandem ein Gespräch anzufangen. Es war ein drückend schwüler Julitag, und auf dem Fußboden staute sich warmes Blut – man watete förmlich darin. Der Gestank war schier unerträglich, aber Jurgis störte das nicht. Sein Herz hüpfte vor Freude: Endlich arbeitete er! Arbeitete und verdiente Geld! Den ganzen Tag rechnete er vor sich hin. Man zahlte ihm märchenhafte siebzehneinhalb Cent die Stunde, und da heute besonders viel zu tun war und bis fast sieben Uhr gearbeitet wurde, konnte er mit der frohen Botschaft heimgehen, dass er an einem einzigen Tag über anderthalb Dollar verdient habe!

Upton Sinclair, Der Dschungel, aus dem Amerikanischen von Otto Wilck, hrsg. von Dieter Herms, Berlin/Jossa 1980, S. 55-59 und 61

1. Analysieren Sie die hier beschriebenen Produktions- und Arbeitsbedingungen.
2. Charakterisieren Sie Jurgis Einstellung zum Schlachtbetrieb.
3. Nach dem Erscheinen des Romans gingen die Einnahmen amerikanischer Fleischkonservenfabriken deutlich zurück. Suchen Sie nach möglichen Gründen und erklären Sie diese.

1) Kurzform von Union Stock Yard & Transit Company

2) Jurgis Rudkus ist der Protagonist des Romans. Er stammt aus einer litauischen Einwandererfamilie.

M4

Chicago und Berlin um 1900

Der Historiker James A. Henretta vergleicht die Städte Chicago und Berlin in einer Publikation von 2006:

Chicago und Berlin in Deutschland hatten 1900 ungefähr die gleichen Einwohnerzahlen. Aber sie hatten sehr unterschiedliche Geschichten. 70 Jahre früher, als Chicago noch ein schlammiger Außenposten an der Grenze war, war Berlin bereits eine Stadt mit 250 000 Einwohnern und die königliche Residenz der preußischen Hohenzollern.

Nach der Einigung Deutschlands 1871 haben die kaiserlichen Autoritäten Berlin im größeren Maßstab umgebaut. „Eine Hauptstadt ist essenziell für den Staat, um als Dreh- und Angelpunkt für seine Kultur zu agieren“, hatte der preußische Historiker Heinrich von Treitschke proklamiert. Berlin erfüllte diesen nationalen Zweck – „ein Zentrum, wo Deutschlands politisches, intellektuelles und materielles Leben konzentriert ist, und seine Menschen sich vereint fühlten“. Chicago hatte keine derartigen Ambitionen. Es war ausschließlich ein Ort für Geschäfte, groß geworden durch den Vorteil seiner strategischen Lage für den Handel im Herzen Amerikas. Nichts in Chicago beschwor die „grandeur“ von Berlins Boulevards oder seinen monumentalen Palästen und öffentlichen Gebäuden, noch wurden die Einwohner von Chicago Zeuge des Pumps und der Zeremonien der kaiserlichen Paraden auf der breiten, von Bäumen umstandenen Allee „Unter den Linden“ hin zum nationalen Dom.

Als eine funktionierende Großstadt war Chicago aber in vielerlei Hinsicht Berlin überlegen. Die Wasserwerke von Chicago pumpten 500 Millionen Gallonen von Wasser am Tag, oder 139 Gallonen Wasser pro Person, während die Berliner mit 18 Gallonen auskommen mussten. Wassergespülte Toiletten, um 1900 in Berlin eine Rarität, konnten in 60 Prozent der Häuser Chicagos gefunden werden. Die Straßen von Chicago waren mit Elektrizität beleuchtet, während Berlin noch größtenteils auf Gaslicht angewiesen war. Chicago hatte ein viel größeres öffentliches Verkehrssystem, zwei mal so viel Land in Parks umgewandelt und die öffentliche Bücherei enthielt viel mehr Bücher. Und Chicago hatte gerade ein bewundernswertes sanitäres Projekt beendet, mit dem der Lauf des Chicago River umgekehrt worden war, sodass sein Wasser – und die Abwässer der Stadt – nicht mehr in den Michigansee, sondern südwärts in den Illinois River und den Mississippi flossen.

Gigantische sanitäre Projekte waren eine Sache; eine inspirierende urbane Umgebung eine andere. Für weitgereiste Amerikaner, die die Dinge in Europa bewunderten, war ein Gefühl von Minderwertigkeit greifbar. „Wir sind unvorstellbar reich“, versicherte der Journalist Edwin L. Godkin, „aber ... was können wir vorzeigen? Fast nichts. Vom künstlerischen Gesichtspunkt her ist Hässlichkeit das Merkmal aller unserer Städte.“ Die urbane Bilanz fiel folgendermaßen aus: eine nutzbringende Infrastruktur, die für die Standards des 19. Jahrhundert großartig war, aber „keine städtische Pracht, die der Rede Wert wäre, nichts als Bevölkerung und Hotels“.

Aus: James A. Henretta u. a. (Hrsg.), America. A Concise History, Boston ³2006, S. 541 f. (übersetzt von Boris Barth)

1. Fassen Sie die Unterschiede zwischen den beiden Städten zusammen. Berücksichtigen Sie dabei die unterschiedlichen historischen Entwicklungen in Europa und Amerika.
2. Erörtern Sie die Sichtweise des Historikers: Wo sieht er Vorteile, wo Nachteile?

M5

Der Himmel als Plakatfläche

Der Historiker Dirk Schindelbeck zitiert aus zeitgenössischen deutschen Quellen über den Effekt moderner Werbung im amerikanischen Stil Ende der 1920er-Jahre:

„Der Potsdamer Platz [in Berlin] bot für einige Minuten ein Bild absoluter Ruhe, und straßauf und straßab hielten Autos und Straßenbahnen, gestikulierten aufgeregte Menschen. [...] Dolle Gerüchte entstanden: Weltuntergang, Kriegsgefahr, Pestankündigung ...“ Der Werbeleiter der Firma Henkel, Paul Mundhenke, war begeistert. Wie von Geisterhand geschrieben standen die Worte „Hallo Berlin!“ von zwei Flugzeugen produziert, deutlich lesbar im stahlblauen Himmel über der Hauptstadt. „Kurz nach ½ 7 Uhr endlich erreichte die Spannung die höchste Steigerung, als wiederum hoch droben ein silberner Vogel seine Kreise zog und des Rätsels Lösung brachte. Mit dem Erscheinen des Wortes Persil war der Bann gebrochen, und der Strom fröhlicher Spaziergänger zog weiter – sprach von Persil und zerbrach sich den Kopf über das Wesen dieses Wunders ...“

Mit dem zirkusreifen Spektakel schien eine neue Reklame-Epoche angebrochen: Von diesem 2. Mai 1927 an war sogar der Himmel zur Plakatfläche geworden. Schon im Vorfeld der Kampagne hatte Henkel Medien, Handel und Privathaushalte strategisch bearbeitet, durch Pressemeldungen, Wurfsendungen oder Vertreter: „In Hamburg, Köln, Frankfurt und Leipzig standen Maschinen startbereit, um nach erhaltener telegrafischer Mitteilung über die erfolgreiche Abwicklung des ersten Berliner Fluges gleichfalls mit den Operationen zu beginnen.“

Dirk Schindelbeck, „Lieber Herr Flieger! Schreiben Sie doch mal Ursel ... So heiße ich ...“, in: Christian Kleinschmidt (Hrsg.), Kuriosa der Wirtschafts-, Unternehmens- und Technikgeschichte. Miniaturen einer „Fröhlichen Wissenschaft“, Essen 2008, S. 230 f.

Erläutern Sie, wie die neuartigen amerikanischen Werbemethoden in Deutschland aufgenommen wurden.

M6

Fordismus: aus der Not eine Tugend machen

Der Wirtschaftshistoriker Werner Abelshauser schreibt 2010 über den „Fordismus“:

Als Henry Ford 1913 sein „Modell T“ zum ersten Mal vom Fließband rollen ließ, war dies nicht Auftakt, sondern Höhepunkt in einer jahrzehntelangen Entwicklung. [...]

Was Henry Fords Strategie unter [...] längst etablierten Praktiken hervorhob, war die Kunst, einzelne Schritte des Herstellungsprozesses so fein aufeinander abzustimmen, dass Facharbeit entbehrlich wurde. Sein Konzept ging weit über technische Raffinesse hinaus.

Ford trug auch der Tatsache Rechnung, dass Massenproduktion ohne Massenkonsum nicht vorstellbar ist – und förderte deshalb durch die eigene Niedrigpreis- und Hochlohnpolitik dessen Ausbreitung. Darüber hinaus mobilisierte das Fordsche System gewaltige Produktivitätsreserven aus dem Prinzip der Arbeitsteilung, wie es Frederick W. Taylor in seinen „Grundsätzen wissenschaftlicher Betriebsführung“ [...] zur Perfektion entwickelt hatte. [...]

Auch deutsche Unternehmer pilgerten in den 1920er-Jahren nach Detroit, um an den für sie heiligen Stätten des Kapitalismus [...] das Geheimnis ihrer eigenen wirtschaftlichen Zukunft zu ergründen. Da aber keine der spezifischen Anreize für das amerikanische Produktionsmuster auch in Europa wirksam waren, blieb der Hype zunächst folgenlos. [...]

Erst die Regierung Hitler suchte den Anschluss an die Entwicklung der fordistischen Produktionsweise. Am Ende stand eine der originellsten Schöpfungen des Fordismus in Europa: das Volkswagen-Werk. Im Krieg und während der europäischen Wirtschaftswunder danach sah es für zwei Jahrzehnte sogar ganz danach aus, als sei Fordismus auch das Schicksal der europäischen Industrie. Er sollte jedoch eine Episode bleiben.

Anfang der 1970er-Jahre brach die Dynamik der fordistischen Produktionsweise im verarbeitenden Gewerbe nachindustrieller Volkswirtschaften wie den Vereinigten Staaten, Japan oder Deutschland zusammen. Während die deutsche Wirtschaft nun umso entschiedener den nie ganz verlassenem Pfad der nachindustriellen Maßschneiderei weiterverfolgte, übertrugen die Vereinigten Staaten das Jahrhundertmodell fordistischer Designs auf den rasch expandierenden Dienstleistungsfaktor. [...]

Weltweit operierende standardisierte Hotel- und Restaurantketten sind für diesen tertiären Fordismus ebenso typisch wie innovative Formen des Kapitalmarktes, der Wissenschaftsproduktion und der Wirtschaftsberatung. [...]

Die Attraktion dieser Produktionsweise und ihre Tauglichkeit zum Modell im globalen Standardkapitalismus beruhen auf einem hohen Maß an anspruchslosigkeit, was die Qualifikation der zum Betrieb notwendigen Arbeitskräfte und die sonstigen Voraussetzungen ihrer Etablierung angeht. China ist dafür ein gutes Beispiel. Der fordistisch organisierten Arbeit der Handbestückung und -montage bei Handyschalen, der Endfertigung von PCs, Computerdruckern oder Spielekonsolen verdanken die Chinesen ihren Aufstieg zum Exportweltmeister.

Sie macht – bei wachsender Bedeutung hoch qualifizierter Ingenieurs- und Managementleistung – von qualifizierter Produktionsarbeit unabhängig und entspricht auch sonst den Verhältnissen in der Hochzeit der fordistischen Massenproduktion vor hundert Jahren. Fordismus heißt auch heute noch, aus der Not eine Tugend zu machen.

Zitiert nach: Werner Abelshauser, Immer derselbe Handgriff, tausendmal am Tag, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. November 2010, Nr. 45, S. 60

Analysieren Sie die Möglichkeiten und Grenzen des Fordschen Systems.

Die USA in der Weltwirtschaftskrise

M1

Eine vorprogrammierte Krise?

Der Historiker Detlef Junker äußert sich 2004 über die Rolle der USA in der Weltwirtschaft:

Eine der wichtigsten Folgen des Krieges¹⁾ für die Weltwirtschaft der zwanziger Jahre und Ursache der Weltwirtschaftskrise war der Aufstieg der Vereinigten Staaten von Amerika zur führenden Wirtschaftsmacht der Welt. Dieser Aufstieg war aus zwei Gründen folgenreich: erstens durch das schiere Gewicht des neuen Produktions-, Konsumtions-, Handels- und Finanzkolosses; zweitens durch die Unfähigkeit und Unwilligkeit der USA, mit dieser Rolle fertig zu werden und sich als Garant des weltwirtschaftlichen Systems an die Stelle Englands zu setzen, das heißt nicht nur von anderen eine auf liberalen Prinzipien beruhende Weltwirtschaft zu fordern, sondern diese Regeln auch selbst einzuhalten. [...]

Mit Kriegsende stiegen die USA zum größten Gläubigerland der Welt auf. Der internationale Zahlungskreislauf war damit in gefährlicher Weise an die Voraussetzung eines kontinuierlichen amerikanischen Kreditstromes gebunden, der wiederum von einem kontinuierlichen Vertrauen der amerikanischen Gläubiger in die politische und ökonomische Stabilität der Schuldnerländer abhing. Würden eine oder mehrere dieser Voraussetzungen fallen, dann war die Krise gleichsam vorprogrammiert. Würde die Wirtschaft der USA in eine Krise geraten, dann war ihre weltweite Ausdehnung aufgrund des Gewichtes der amerikanischen Ökonomie für die gesamte Weltwirtschaft unvermeidlich.

Dieser Wirkungszusammenhang setzte im Oktober 1929 ein, als der gewaltige Spekulationsboom an den Aktienbörsen der USA, der, getragen von einem unvergleichlichen Optimismus an die Expansionsfähigkeit der eigenen Industrie, in keinem Verhältnis mehr zum Produktionszuwachs stand und der nur scheinbar die Leistungsfähigkeit der Industrie widerspiegelte, im bisher größten Börsenkrach der Geschichte endete.

Detlef Junker, Weltwirtschaftskrise, New Deal, Zweiter Weltkrieg, 1929-1945, in: Peter Lösche u. a. (Hrsg.), Länderbericht USA. Geschichte – Politik – Wirtschaft – Gesellschaft – Kultur, Bonn 2004, S. 129-152, hier S. 130 f.

1. Beschreiben Sie mit eigenen Worten die Rolle der USA in der Weltwirtschaft der Zwischenkriegszeit.
2. Analysieren Sie die Gründe, die zum Börsenkrach von 1929 führten, und diskutieren Sie, welche möglichen Alternativen es gegeben haben könnte.

1) Gemeint ist hier der Erste Weltkrieg.

M2

Das US-Finanzsystem gerät ins Wanken

Die Historiker Jürgen Heideking und Christof Mauch erklären die Ursachen der Finanzkrise so:

Eine zyklische Rezession [...] war wohl unvermeidlich gewesen, aber sie wurde durch Fehler und Unterlassungen von politischer Seite sowie durch die weltweiten wirtschaftlichen Verflechtungen zur Katastrophe gesteigert. Zu den wichtigsten langfristigen Ursachen [...] gehörte die Überproduktion im Agrarsektor, die infolge der landwirtschaftlichen Erholung in Europa ab Mitte der 1920er-Jahre immer spürbarer wurde. Der Einkommensverlust der Farmer aufgrund sinkender Preise und ihre zunehmende Unfähigkeit, Hypothekenzinsen zu zahlen, belasteten viele kleine und mittlere Banken, die später als Erste aus Mangel an Liquidität zusammenbrachen. [...]

Einen strukturellen Schwachpunkt bildete seit Langem das amerikanische Finanz- und Bankenwesen, das immer noch sehr dezentral organisiert und keinen wirksamen Kontrollen unterworfen war. Es wurde durch den Anstieg der Kredite stark belastet – allein die Verbraucherkredite wuchsen in den 1920er-Jahren von ca. 2,7 auf über 8 Milliarden Dollar –, und es zeigte sich den Folgen der unregulierten Börsenspekulation nicht gewachsen. Nachdem der *Federal Reserve Board*¹⁾ 1927 mit Zinssenkungen das falsche Signal gegeben hatte, war diese Hausse²⁾ seit dem Frühjahr 1928 zu einem regelrechten Spekulationsfieber ausgeartet. Als der Spekulationsboom im Herbst 1929 platzte, geriet das gesamte Finanzsystem ins Wanken, da viele Anleger ihre Aktien im Vertrauen auf ständig steigende Kurse mit geliehenem Geld gekauft hatten. Anstatt die Geldmenge zu erhöhen und für Liquidität zu sorgen, reagierte der *Federal Reserve Board* mit Kreditrestriktionen, was die Panik noch steigerte. Die inneren Schwierigkeiten der USA wirkten sich durch den Stopp des Kreditflusses ins Ausland und die Stockung im Kriegsschulden- und Reparationskreislauf umgehend auf Europa und andere Teile der Welt aus, und die Verschlechterung der weltweiten Wirtschaftslage schlug dann wiederum auf die USA zurück.

Jürgen Heideking und Christof Mauch, Geschichte der USA, Tübingen ⁶2008, S. 248 f.

1. Erklären Sie die Schwächen des amerikanischen Finanzsystems.
2. Diskutieren Sie darüber, wie mögliche Alternativen hätten aussehen können.
Berücksichtigen Sie dabei den begrenzten Horizont der Zeitgenossen.

1) Zentralbanksystem der Vereinigten Staaten

2) Hausse: starker, anhaltender Anstieg von Kursen für Wertpapiere und Waren; das Gegenteil einer Baisse

M3

Folgen der Großen Depression

Louis Banks, ein farbiger Kriegsveteran, berichtet über seine Erfahrungen als Wanderarbeiter entlang der Eisenbahnlinien in den 1930er-Jahren:

Schwarz und Weiß, es machte keinen Unterschied wer du warst, weil alle arm waren. Alle freundlich, schlafen in einem Dschungel. Wir benutzten normalerweise einen großen Topf und kochten Essen, Kohl, Fleisch und Bohnen, alles durcheinander. Wir saßen alle zusammen, wir machten ein Zelt. 25 oder 30 befanden sich draußen an der Eisenbahnstrecke, Weiße und Farbige: Sie hatten keine Mütter oder Schwestern, sie hatten kein Zuhause, sie waren dreckig, waren in Overalls gekleidet, sie hatten nichts zu essen, sie hatten einfach nichts.

Aus: Robert A. Divine u. a., America, Past and Present, New York ⁵1999, S. 809 (übersetzt von Boris Barth)

Informieren Sie sich ausgehend von dieser Quelle über die Lebensbedingungen einfacher Arbeiter während der Großen Depression in den USA. Verfassen Sie einen Zeitungsartikel darüber und nehmen Sie darin auch zu den Maßnahmen der Regierung zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit Stellung.

M4

Ziele der New Deal-Politik

Der Wirtschaftswissenschaftler Bruno Fritsch schreibt in einem Lexikonbeitrag von 1961 über die New Deal-Politik der Regierung Roosevelt:

Zunächst als Inbegriff aller im Gegensatz zur republikanischen Wirtschaftspolitik stehenden Bemühungen um eine echte Neugestaltung der amerikanischen Wirtschaft inhaltlich nicht exakt festgelegt, erfuhr der Begriff New Deal seine noch heute gültige Bestimmung als Ausdruck für die während der ersten drei bis vier Regierungsjahre von Roosevelt verfolgte Wirtschaftspolitik. In diesem Sinne versteht man unter New Deal alle Maßnahmen, die Roosevelt nach seinem Amtsantritt im März 1933 ergriffen hat, um die furchtbaren sozialen Folgen der von der Hoover-Regierung vergeblich bekämpften Wirtschaftskrise zu beseitigen (relief), die fast völlig lahmgelegte Wirtschaft wieder in Gang zu bringen (recovery) und die Wiederholung einer ähnlichen Katastrophe durch eine bleibende Umgestaltung des amerikanischen Wirtschaftssystems auszuschließen (reform). Die schnelle Verbreitung der Krise und das lawinenartige Anwachsen der Arbeitslosigkeit boten der Regierung keine Zeit, diese drei Ziele der New Deal-Politik auf der Grundlage eines genau ausgearbeiteten Programms systematisch zu verfolgen. Der New Deal stellt daher nicht ein System von einander ergänzenden Krisenbekämpfungsmaßnahmen dar, sondern muss als ein Konglomerat¹⁾ von weitgehend unabhängigen Teilexperimenten betrachtet werden, deren einzige Gemeinsamkeit in der Entschlossenheit der Regierung begründet lag, die auf dem Privateigentum beruhende Wirtschaftsordnung trotz der weit verbreiteten Verbitterung über die verheerenden Folgen der Krise nicht radikal abzuschaffen, sondern lediglich die Funktionsmängel des bestehenden Wirtschaftssystems durch experimentell angesetzte Reformen zu beheben.

Erwin von Beckerath u. a. (Hrsg.), Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 7, Stuttgart/Tübingen/Göttingen 1961, S. 574

1. Beschreiben Sie mit eigenen Worten, wie Fritsch die New Deal-Politik einschätzt.
2. Analysieren Sie die Ziele des New Deal.

1) Konglomerat: Zusammenballung

M5

„Ein Lobgesang auf Amerika“

Der Fotograf und Journalist Freddy Langer schreibt im Juni 2009 in der FAZ über die Sonderprogramme zur Beschäftigung von Künstlern im Rahmen der New Deal-Politik Präsident Roosevelts:

„Künstler müssen essen wie jeder andere Mensch“, wird bis heute Harry Hopkins zitiert, enger Freund und Berater des Präsidenten sowie Leiter einer Sozialbehörde, der mit seinem Engagement dafür sorgte, dass durch die Arbeitsbeschaffungsprogramme der Roosevelt-Regierung auch Maler und Bildhauer unterstützt wurden. Dem Finanzministerium unterstellt, vergab das „Public Works of Art Project“ schon 1933 erste Aufträge, wenig später wurden die „Treasury Department Section of Painting and Sculpture“ und das „Treasury Relief Art Project“ gegründet, und von 1935 an vergab parallel bis 1943, wie „The Section“ auch, das „Federal Art Project“ Gelder. Jede Behörde stellte andere Bedingungen, jede verfolgte ein anderes Ziel, und dort, wo Jurys über die Vergabe entschieden, hatten diese je eigene Kriterien. Selbst den Kunstkennern und -freunden war so viel Bürokratismus irgendwann zu viel, weshalb heute meist ganz universell nur noch von WPA-Malerei die Rede ist – eine Abkürzung wiederum der übergreifenden Behörde, die sich zunächst „Work Progress Administration“ nannte und von 1939 an „Work Project Administration“.

Acht Millionen Menschen fanden durch diese Einrichtung Arbeit. Immerhin zehntausend von ihnen waren Künstler. Unterstützt wurden sie, wie alle anderen Arbeiter auch, mit einem Wochenlohn von meist 23,50 Dollar. Dafür sollten sie – je nach künstlerischem Temperament, Kompliziertheit des Stils und dem Format ihrer Bilder – alle vier bis sechs Wochen ein Werk abliefern. Außerdem wurde von ihnen erwartet, dass sie Malunterricht gaben und Ausstellungen in kleinen, öffentlichen Galerien veranstalteten, um die Bevölkerung für Kunst zu sensibilisieren und damit deren Kreativität zu steigern. Auf der Weltausstellung in New York 1939 gab es sogar einen eigenen WPA-Pavillon, in dem das Publikum einen Tag lang prominenten Künstlern an ihren Staffeleien zuschauen konnte. [...]

Roosevelts Regierung hatte am Ende fünfunddreißig Millionen Dollar in die Kunstförderung investiert. Damit hatte sich das amerikanische Finanzministerium zum wohl größten Kunstförderer der Welt gemacht. Insgesamt 2 566 Fresken hat der Staat dafür erhalten, dazu mehr als hunderttausend Gemälde auf Leinwand und fast achtzehntausend Skulpturen. Die Bilder landeten in Büros und Verwaltungsgebäuden, in Schulen und Büchereien, Gerichten oder Krankenhäusern sowie in Parks und Flughäfen. Heute sind knapp zwanzigtausend von ihnen registriert, die Spuren der anderen Werke haben sich im Nichts verloren. Etliche Wandbilder wurden einfach übermalt, aber während einer Reise durch Amerika kann es durchaus vorkommen, dass man sich etwa in einem von außen ganz und gar unscheinbar wirkenden Postamt in Texas überraschend der amerikanischen Antwort auf die Sixtinische Kapelle gegenüber sieht.

Es gibt einige große Namen unter denen, die für den Staat gemalt haben; und für Jackson Pollock oder William de Kooning, Arshile Gorky und Stuart Davis darf man sagen, dass erst diese finanzielle Unterstützung sie unabhängig genug gemacht hatte, um der Ästhetik ganz neue Wege zu öffnen. Dennoch ist es nicht verkehrt, die amerikanische Kunst der dreißiger Jahre dort, wo sie für den öffentlichen Raum gedacht war, als Propaganda zu bezeichnen. Ausdrücklich wurde gerade bei den Wandgemälden in Hunderten, wenn nicht Tausenden von Postämtern Wert auf heroische Taten lokaler Größen gelegt – und allemal auf das Idyll der Kleinstadt. Es sollten Motive der Hoffnung sein, in denen ausgerechnet Arbeit, Friede und Wohlstand sinnbildlich dargestellt werden: ein Lobgesang auf Amerika.

Umso heftiger reagierten Zeitungen und Öffentlichkeit auf kritische Untertöne. Hier wurde über zu viele Schwarze auf einem Gemälde geschimpft, dort musste die Figur eines schwer verletzten Bergarbeiters aus dem Bild genommen werden. Und als Philipp Evergood 1937 sein Fresko in der Bibliothek von Richmond Hill präsentierte, hätte die Enkelin eines der Bibliotheksgründer „beinahe einen Schlaganfall erlitten“, wie sie behauptete. Auf dem Bild konnte sie eine vornehme Dame in unvoreilhaftiger Pose zwischen fröhlich tanzenden Arbeitern als Vorfahrin eines Vorstandsmitglieds identifizieren. Schnell war von antibürgerlicher Gesinnung die Rede. Und sahen die grotesk verzerrten Arbeiter nicht aus wie russische Bauern? Da war es nicht weit zum Vorwurf: „Kommunist!“

Freddy Langer, Mit Pinsel und Farbe für ein neues Amerika, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2. Juni 2009, Nr. 125, Z1/Z2

1. *Fassen Sie zusammen, wie die Fördermaßnahmen für Künstler durch die US-Regierung aussahen.*
2. *Erklären Sie, welchen Zweck die Kunstwerke insbesondere erfüllen sollten.*
3. *Erörtern Sie, inwiefern der künstlerischen Arbeit Grenzen gesetzt wurden.*

M6

Keynes Antwort auf die Krise

Der Wirtschaftshistoriker Werner Plumpe über die Entstehung der Theorie von John M. Keynes:

Offensichtlich gab es Zustände, in denen Ungleichgewichte, etwa auf dem Arbeitsmarkt, stabil waren und sich als dauerhaft erwiesen. Dies war der Ausgangspunkt der ökonomischen Theorie von John M. Keynes (1883-1946). Die Ausgangsbeobachtung war für den im Bereich der Gleichgewichtstheorie geschulten Keynes einfach: Offensichtlich können Ungleichgewichte dauerhaft sein. Die Frage, die sich dann stellte, war die nach den Ursachen der andauernden Ungleichgewichte, aus deren Beantwortung sich auch die Therapiemöglichkeiten ableiten lassen müssten. Keynes glaubte, im Hintergrund der Arbeitsmarktungleichgewichte eine gesamtwirtschaftliche Nachfrageschwäche erkennen zu können, die sich wiederum in einer Unterauslastung des Produktionsfaktors Arbeit niederschläge. Der Grund für diese Nachfrageschwäche liegt nach Keynes – grob vereinfacht – in der Neigung von Unternehmen und Haushalten, sich bei negativen oder stark unsicheren Zukunftserwartungen mit Investitionen und Konsum zurückzuhalten, also in der Liquiditätspräferenz der Akteure. Dieses Phänomen, dass Marktteilnehmer nicht ökonomisch handeln und dadurch den Kreislauf massiv stören, kannte die Neoklassik nicht, in der jedes Einkommen automatisch zur Nachfrage nach Konsum- oder Investitionsgütern verwendet wird. Die durch die Liquiditätspräferenz erzeugte Nachfragelücke soll im Keynes'schen Konzept der Staat durch eine Erhöhung seiner autonomen (also kreditfinanzierten) Nachfrage so lange ausgleichen, bis die Arbeitsmarktungleichgewichte beseitigt seien und der wirtschaftliche Mechanismus wieder in Gang gekommen sei, dass der Staat seine Aktivitäten zurücknehmen und die zuvor aufgenommenen Kredite tilgen könne. Damit war die Idee einer antizyklischen Konjunkturpolitik geboren, deren Grundgedanke ist, dass das volkswirtschaftliche Gleichgewicht sich nicht jeweils spontan einstellt, sondern ihm hin und wieder durch staatliches Eingreifen nachgeholfen werden muss.

Werner Plumpe, Wirtschaftskrisen. Geschichte und Gegenwart, München 2010, S. 22 f.

1. Analysieren Sie die Rolle, die der Staat in der Keynesianischen Wirtschaftsauffassung hat.
2. Diskutieren Sie die Konsequenzen, die sich aus den Auffassungen von Keynes ergeben.